

1. Aus dem Süden

Oder: Von einer Herkunft, die sie ihm »nie verziehen«

Sie haben ihn besungen. In Argentinien, in Neapel, in Mexiko, ja, auch in Barcelona. Eigentlich überall. Aber wohl nirgendwo so schön wie im Süden Italiens, in Napoli. »Oh Mamà, Mamà, Mamà, ho visto Maradona ...«, sangen sie auf den Straßen und Plätzen, in der Kurve ohnehin, und selbst in der Kabine: »Oh Mamà, Mamà, Mamà / ich habe Maradona gesehen. / Weißt du, warum mein Herz so schlägt? / Ich habe Maradona gesehen. / Und Mamà, ich bin verliebt.« Ein Lied, das sie noch heute singen. »Die Liebe der Neapolitaner war so stark, fast erdrückend«, sagte Diego einmal. (MLiB: 55)

Sie haben ihn geliebt, fast überall, und am Ende haben sie ihn beweint. Drei Tage Staatstrauer in Argentinien, Hunderttausende zur letzten Ehre. Schockstarre in Neapel. Schweigeminuten weltweit. Die Nachricht hatte sich im Nu verbreitet, und viele werden für immer wissen, wo sie waren, als es hieß: »Hast du schon gehört...?« Hier könnte die Geschichte bald enden. Nur noch ein wenig den Jahrhundertfußballer feiern, der er war. Den Dribbler, den Regisseur, den Strategen. Und das Fest, als das er das Spiel verstand. Und noch einmal die großen Erfolge, Junioren-WM '79, Boca Juniors '81, WM '86, Neapel '87, '89 und '90. Zumal: mit den großen Bildbänden kommt so ein Buch ohnehin nicht mit, und selbst die sind kein Ersatz für die bewegten Bilder.

Warum die Geschichte hier nicht enden kann? Weil er nicht nur besungen wurde. Andere haben ihn geschmäht. Vor allem im

Norden Italiens, als sein Napoli gegen Mailand oder Turin spielte. »Willkommen in Italien«, empfing man sie. »Cholera-Neapel«- oder »Wascht euch«-Chöre, das war noch freundlich. Als »Schinken mit Locken« erniedrigten sie ihn dort, doch es kommt nicht darauf an, ob die Flüche ihm persönlich galten, denn Napoli und Diego: das war eins, das war der Süden. Das war schon in Argentinien so, als er für Boca Juniors spielte, bei dem »Lieblingsverein der armen Leute mit dem strähnigen Indiohaar«, verschrien als Hort von »Schwarzen«, »Schwulen«, »Bauerntampeln« (Galeano 1997: 220). Im Grunde war es überall so, vielleicht gar im Weltmaßstab. Im Norden – oder sagen wir: im Westen – nahm man ihn irgendwann nicht mehr für voll, zumindest jene nicht, die den Ton angeben. Erst bedauerten sie ihn, wegen der Drogen. Und dann sahen sie auf ihn herab. Auch wegen Kuba. Und wegen Venezuela. Und wie er den US-Präsidenten anging: »Sie verachten uns«, rief er George W. Bush entgegen, als der 2005 auf Staatsbesuch in Argentinien war. Ein Aufschrei in Richtung Norden, politisch deutlicher als zuvor, und doch mit einer Grundhaltung, die nicht neu war. Er sei ein »cabecita negra«, sagte er zu einer Zeit, da er in Neapel spielte: Ein »Schwarzkopf« also, ein Begriff, aus dem auch die Kränkung des Südens spricht und den er stolz wendete. Seine Herkunft hätten sie ihm »nie verziehen«. Er hielt ihnen den Spiegel vor, sang ihnen ihre Melodie vor.

Wer Maradona halbwegs verstehen will, muss nicht in ihn hineingucken, sondern fragen, woher er kommt. »Villa Fiorito« heißt das Elendsviertel, das ihn prägen sollte und auf das er stets zurückkam. Die Wucht der sozialen Widersprüche schrieb sich ihm ein, zumal im Zeichen der Militärdiktatur auch die politischen Gegensätze im Argentinien der 70er Jahre heftig waren. In diesem »Fiorito« fing er an, den Ball zu streicheln. Zugegeben, die Kunstfertigkeit, die er dabei entwickelte, ist tatsächlich kaum zu verstehen, und es ist nachzusehen, dass dafür zunehmend Begrifflichkeiten aus dem Wortfeld »Gott« bemüht wurden. Doch waren es nicht allein seine vermeintlich überirdischen Ballkünste, für die sie ihn liebten.

Die Sehnsucht Maradona

Es muss auch zu tun haben mit etwas, was besonders mit Argentinien in Verbindung gebracht wird: die große Sehnsucht, für die auch Maradona immer stand. Genauer gesagt, waren es gleich mehrere Sehnsüchte, die sich in seiner Person verdichteten: *Erstens* die nach einem Fußball, der nicht von dieser Welt zu kommen scheint. *Zweitens* die nach Würde, nach Aufrichtigkeit, ja: nach Freude, bisweilen gar nach einem Freudenfeuer; und damit verbunden: nach Achtung, ganz gleich, wo du herkommst und wie es das Schicksal mit dir meint; kurz: danach, Mensch zu sein. Und *drittens*, daraus folgend: die nach einer anderen Welt, frei von Armut, Unterdrückung, Krieg.

Die Sache mit der Sehnsucht hat indes einen Haken, die Krux dabei ist: Allzu leicht nagt sie an dir, will dich verzehren, und am Ende bleibt ihr Inhalt unerreicht. Doch wie dem entgehen? Vielleicht mit einem Wort jenes »größten Argentiniers aller Zeiten«, so Maradona über Che Guevara: Man solle doch »realistisch sein und das Unmögliche versuchen«. Genau das schien Diego zu demonstrieren, damit verlieh er den genannten Sehnsüchten die Aura des Möglichen. *Erstens* brachte er einen für *unmöglich* gehaltenen Fußball, wie man heute sagt: auf den Platz. Zudem mit einem Erfolg, der ohne ihn wohl ebenfalls *unmöglich* gewesen wäre: In rund vier Jahren führte er Argentinien zum WM-Titel und Neapel zweimal zur italienischen Meisterschaft sowie zum Gewinn des Europapokals. *Zweitens*: Auf dem Platz legte er eine Spielfreude an den Tag wie kaum ein zweiter. Und auch neben dem Platz: hier ein leichtfüßiges Tänzchen, dort ein entwaffnendes Lächeln. Dass seine Lebenslust mitunter ins Exzessive, ins Destruktive umschlug: nun, das ist hinlänglich bekannt. Doch war es mehr als die reine Lebenslust, ein bisweilen oberflächlicher, vergänglicher Begriff, eigentlich nicht treffend. Es ist, als wäre kaum jemandem das Leben so nahegekommen wie ihm. Wer zeigte schon so viel Gefühl? Auch dafür haben sie ihn sehnsüchtig geliebt: Tränen der Freude, Tränen des Schmer-

zes. Auf dem Platz, neben dem Platz. Bei Siegen, bei Niederlagen, bei seiner Hochzeit, im Angesicht seiner Familie. Und vor allem: vor den Fans. Damit hing wiederum zusammen: Ungerechtigkeiten anzugehen, ob sie nun ihn oder andere betrafen, das war für ihn nicht bloß eine Frage von Bewusstsein. Es bedeutete auch, sich Verletzungen und Kränkungen zu widersetzen. Umgekehrt schien er Werte wie Freude, Achtung oder Mitmenschlichkeit nicht nur vorzuleben, sie schlugen sich auch in seiner ganzen Haltung nieder. Ob diese politisch oder auch religiös grundiert war, mag unerheblich sein, das war bei ihm kaum voneinander zu trennen: Er trug fast immer die Kette mit dem Kreuz und wusste stets auch ganz irdisch zwischen »oben« und »unten« zu unterscheiden. Was die Sache mit der Freude angeht, mit den Werten von Humanität: Da schien ihm mehr und mehr bewusst, dass an seine Grenzen stößt, wer – frei nach dem Brecht'schen »guten Menschen von Sezuan« – in diesen Verhältnissen einfach nur gut sein will. Und so kommt, an sich kein weiter Weg, die *Sehnsucht Nummer drei* ins Spiel, die nach einer freundlichen Welt für alle, nach einer frei von Elend für viele und Überfluss für wenige. Sein Einsatz für einen lateinamerikanischen Weg der Unabhängigkeit ist darin zu sehen. Ein Vorbild dafür sah er in Kuba, das für ihn trotz Unzulänglichkeiten auf der richtigen Seite der Geschichte stand, kein Hinterhof, kein Kasino. Und wenn das Land stets Schmähungen ausgesetzt war: damit kannte er sich aus. Seine beiden Tattoos – Che auf der Schulter, Fidel auf der Wade – versteckte er nicht.

Doch nicht bloß Kuba sollte für die *Möglichkeit* stehen, einen anderen Weg zu gehen. Maradonas Spiel *und* seine Haltung vermengten sich zu einer explosiven Symbolik, bei der die drei Sehnsüchte ineinandergriffen: Wenn Nummer eins möglich war, so musste es auch Nummer drei sein. Oder wie es Jorge Valdano, Mannschaftskollege von Diego bei der WM '86 und späterer Fußballkommentator, in einem Nachruf ausdrückte: »Infolge seiner Herkunft wuchs er mit Stolz auf seine Klasse auf. So groß war seine symbolische, ideelle Macht, dass mit Maradona die Armen die

Reichen besiegten und die bedingungslose Unterstützung, die von unten kam, proportional zum Misstrauen von oben war. Die Reichen hassen es zu verlieren. Aber am Ende waren selbst seine größten Feinde gezwungen, sich vor ihm zu verbeugen. Sie hatten keine andere Wahl.« (The Guardian, 26.11.2020) Der »Sieg der Armen über die Reichen«, das war Boca Juniors, das war der SSC Neapel. Das war der Sieg gegen England bei der WM '86, hochgeschrieben als Revanche für den Falklandkrieg, als Triumph über die Kolonialmacht.

Der Zusammenhang aus Sehnsucht, Leiden und, ja: Leidenschaft, er ist aus manchen, den wohl bleibenden Nachrufen herauszulesen: »Er konnte keine Ruhe finden in dieser Welt. Das ist vielleicht die heimliche Note, die ihn zum letzten Helden macht: Wir sehen in ihm nicht nur die Schönheit seines Spiels, sondern auch die Leiden dieser ungerechten Weltordnung, die wir alle, aber besonders die Armen und Verlorenen dieser Erde tagtäglich erfahren müssen.« (jacobin.de) Er habe mit »leidenschaftlicher, rebellischer Intensität« gelebt, so der Sportjournalist Dave Zirin. Er sei »immer für die Selbstbestimmung Lateinamerikas und des globalen Südens eingetreten« und habe »stets für die Kinder gesprochen, die unter Bedingungen aufwachsen wie einst er selbst« (thenation.com). Bemerkenswert auch dieser Blick: »Für viele ist es nicht nur die Erinnerung daran, ihn spielen zu sehen, sondern auch daran, wie es sich *anfühlte*, ihn spielen zu sehen. Oder wie es [der spanisch-irische Sportjournalist] Miguel Delaney ausdrückte: ›Es war die Art, wie man sich fühlte, wenn man ihm zusah. ... Er hat die Vorstellungskraft beflügelt.‹ Die entfesselte Freiheit, mit der Maradona selbst spielte, spiegelte eine Flucht vor den inneren Dämonen und dem äußeren Chaos seines Lebens wider: ›Wenn du auf dem Platz stehst, verschwindet das wahre Leben‹, wie er selbst einmal sagte. Diese Freiheit – und die Kunstfertigkeit, die sie hervorbrachte – mitzuerleben, flößte uns ein Gefühl für die radikalen Möglichkeiten ein, die in unserer eigenen unerfüllten Freiheit liegen.« (Africa Is a Country, 2020)

Vom Loblied und der Frage nach dem Kompass

Ein Rudi Völler, ein Karl-Heinz Rummenigge, ein Franz Beckenbauer: Wer Rang und Namen hat, wurde mit Beileidsbekundungen zitiert. Auch wenn manches nach Pflichtübung klang, so sei die Aufrichtigkeit nicht in Abrede gestellt. Was einem jedoch ungleich mehr die Augen öffnete, das waren die Kommentare im eigenen Umfeld – von Bekannten, Kollegen oder Mitspielern. Sie waren dort verblüffend, wo zu einer Wortwahl gegriffen wurde, mit der nicht zu rechnen war. »Ich hab' ihn immer verehrt«, bekannte jemand, der sich sonst nicht von Autoritäten beeindrucken lässt. »Ich hab' ihn geliebt«, ein anderer, der sich gewöhnlich nicht in Sentimentalitäten ergeht. Und ein gestandener Ü60er, zumal Brasilianer, bekannte auf der Straße: »Maradona? Ganz ehrlich, ich hab' geweint.«

Sicher ist: Maradona ließ niemanden kalt. Weggefährten und nachfolgende Generationen riefen noch einmal die schiere Größe des Fußballers in Erinnerung. Bei den letzten Worten war die Rede von »dem begnadetsten Fußballer aller Zeiten« (Zlatan Ibrahimović), von einem, der »für immer bleiben wird« (Kylian Mbappé), von einer »historischen Legende« (Marta) wie auch von einem »großen Herz« (Falcão) oder Gefühlen »absoluter Traurigkeit« (Gabriela Sabatini). Das Verhältnis zu einem weiteren Jahrhundertfußballer, der indes kaum aneckte, war nicht immer herzlich gewesen. Maradona sei nur argentinischer Nationaltrainer geworden, »weil er einen Job und Geld brauchte«, meinte der eine. Pelé solle »ins Museum zurückgehen«, konterte der andere. (tz, 16.6.2010). Doch mit der Zeit hatte sich das Verhältnis entspannt, und in seinem Abschiedsbrief richtete sich Pelé an ein »Genie, das die Welt verzaubert hat. Ein Magier mit dem Ball an den Füßen. Eine echte Legende. Aber für mich wirst Du immer ein guter Freund sein, mit einem großen Herz. Wegen Deiner schnellen Abreise konnte ich es Dir nicht sagen, deshalb schreibe ich es einfach: Ich liebe Dich.« Er war sich sicher, ihn irgendwann *da oben* »noch einmal umarmen« zu können. (zit. n. Fg. 12/2020: 70) Manche mochten zwischen den Zeilen

den Bedacht um die eigene Legendenbildung herauslesen, andere die Grußadresse kitschig finden und den knappen Kommentar von Wayne Rooney bevorzugen (»Der Beste. Ruhe in Frieden.«). Und doch sind es Worte, die bleiben werden.

Stundenlang könnte man sich in einer Hommage nach der anderen verlieren, sich noch einmal an den ganz großen Szenen erfreuen, abrufbar – auf welchem Gerät auch immer. Doch wo die Nachrufe über den bloßen Künstler hinausgehen, häufen sich zunächst die Zwischentöne der Wohlmeinenden. Da ist etwa der vordergründig kluge Kunstgriff, einfach *Diego* von *Maradona* zu trennen, gestützt auf das Bonmot seines einstigen Fitnesscoach Fernando Signorini, der einmal sagte: »Ich würde Diego bis ans Ende der Welt folgen, aber Maradona nicht bis an die nächste Ecke.« (zit. n. The Guardian, 26.11.2020) Diese Spaltung hat ihren Reiz, ob sie rein psychologisch sinnvoll ist, mögen andere beurteilen. Doch in der Gesamtschau wirkt sie schal, man ist allzu fein raus damit: So lässt sich ein *Diego* feiern, der auf dem Platz alles konnte und den die Welt ins Herz schloss, während man dem zum Mythos erhobenen *Maradona* die vermeintlich »dunklen Seiten« und die »Eskapaden« nachsieht, einschließlich seiner politischen »Irrwege« (NZZ, 26.11.2020). Nach Ursachen und Zusammenhängen braucht so nicht gefragt zu werden. Das gilt sowohl für die Zeit, als er sich bisweilen im Dunstkreis der Camorra verlor, als auch für politische Fragen: Geradezu großväterlich wird ihm seine Haltung nachgesehen, mit der er die Grundfesten einer Weltordnung in Frage stellte, in der die meisten nur auf dem Unterdeck Platz zu nehmen haben. *Diego* hier, *Maradona* dort: da klingen Dr. Jekyll und Mr. Hyde durch. Die akademische Variante davon, ihn einmal mit, einmal ohne Anführungsstriche zu schreiben, um dem »Mythos ›Maradona‹« nachzugehen: sie wirkt kaum überzeugender. Sie landet bei einem »abgetakelten Helden aus der Unterschicht« und einem Argentinien, das nach 1986 »über seine Verhältnisse lebte, ohne Vorsorge für die Zukunft zu treffen« (Fischer 2014: 200, 205).

Nach seinem Tod hatten es vor allem die großen Medien eilig,

sich von dem politischen Maradona zu distanzieren. Kuba und Venezuela, das waren rote Linien. Und es fehlten auch nicht die weniger Wohlmeinenden, die ihm nichts nachsehen wollten, ja: die noch einmal nachtraten. Während sich britische Medien wegen der »Hand Gottes« noch immer nachtragend zeigten, kombinierte die *Neue Zürcher Zeitung* das Bild vom ungezogenen Süden mit politischer Verunglimpfung: »Mit ein wenig mehr Disziplin und Ernsthaftigkeit hätten Maradona und Argentinien mehr aus sich machen können. Er lief ohne ideologischen Kompass durch die Welt, suchte aber stets die Nähe zur Macht.« (NZZ, 26.11.2020) Wo war derlei Kritik eigentlich bei Sportempfängen des Weißen Hauses, bei einer Kanzlerin in der Kabine der »Jungs«, bei ungezählten Bildern aus den Ehrenlogen der westlichen Arenen? Eine derartige »Behauptung ist nachgerade grotesk«, kommentierte Gunda Wienke, Journalistin und Regionalwissenschaftlerin für Lateinamerika, den NZZ-Bericht. Denn »Maradonas ›Kompass‹ war klar gesetzt: Er unterstützte die Schwachen, die ohne Stimme.« (amerika21, 28.11.2020) Gerade deshalb hatte er »die Angewohnheit, Schläge nach oben auszuteilen«, wie es der uruguayische Schriftsteller Eduardo Galeano, eine Art Sänger und Chronist Lateinamerikas, einmal ausdrückte. Es war »einfach, ihn zu verdammen, doch nicht so einfach war es zu vergessen, dass Maradona seit Jahren die Sünde begangen hatte, der Beste zu sein, das Delikt, lauthals die Dinge beim Namen zu nennen, die die Macht verschwiegen haben möchte, und das Verbrechen, mit dem linken Fuß zu spielen, auf Spanisch *la zurda* genannt, was dem Lexikon von Larousse zufolge nicht nur ›mit links‹ bedeutet, sondern auch ›anders, als man eigentlich soll‹.« (Galeano 1997: 251, 255)

Politisches Delirium?

»Um die politische Haltung Maradonas ranken sich viele Spekulationen«, behauptete ein Sonderheft unter einem Bild, das Maradona mit Fidel Castro und Hugo Chávez zeigt. (bpa media 1/2021) Richtig

ist: Seine politische Haltung war in vielerlei Hinsicht unzweideutig. Daran ändern auch mancherlei Unstimmigkeiten nichts, in denen sich die Widersprüchlichkeiten der Verhältnisse wie auch die seiner eigenen Person abbilden mochten. Zu einer Überhöhung, spiegelbildlich zur Ächtung, die andere für ihn übrig hatten, besteht kein Anlass.

Es ist der genannte Kompass, mit dessen Nadel Maradonas Haltung einzuordnen ist, und mit dem sich auch Ereignisse neben dem Rasen erklären lassen. Der Stoff könnte interessanter kaum sein: ein Armenviertel am Rande von Buenos Aires; eine argentinische Militärdiktatur von Gnaden der westlichen Welt und bei der WM 1978 von der DFB-Auswahl gepriesen; ein Jugendlicher, den die Junta nach dem Gewinn der Junioren-WM 1979 zu vereinnahmen suchte; einer, der in Argentinien wie in Italien verrufene Mannschaften zu höchsten Triumphen führte, ihnen Würde zurückgab; einer, von dem es heißt, ihn habe die Mafia geholt, gefeiert und fallen gelassen; einer, auf den sich schon in Italien die Medien einschossen; einer, der auch zurückschießen konnte; einer, der sich mit der FIFA anlegte, der ihnen vorhielt, »den besten Schampus« zu trinken, während sie in der mexikanischen Mittagshitze spielen müssten – zur besten europäischen Sendezeit; einer, der mit Éric Cantona und anderen »Rebellen« eine Spielergewerkschaft gründete; einer, der sich bei den englischen Herrschaften nicht für ein Handtor entschuldigen wollte; einer, den sie bald auf »D10S« taufte – »Dios« für Gott und die 10; einer, dem das schmeicheln mochte und der doch die Heiligsprechung von sich wies, denn »Heilige«, das seien die Menschen aus dem Armenviertel, in dem er aufwuchs; einer, der mit dem einen Papst »noch nicht einmal einen Kaffee trinken« wollte und für den anderen größte Achtung hatte; einer, der sich an der Seite der Entrechteten sah; einer, der antrat, dem Norden die Stirn zu bieten; einer, der genau dafür ebenso verachtet wie verehrt wurde.

Ein wenig Demut befällt einen, über Maradona zu schreiben, ohne aus Argentinien oder Neapel oder überhaupt aus dem Süden zu kommen. Ohne ihn immerhin mal im Stadion gesehen zu haben,

auch wenn alle, die mit seinen Ballkünsten aufwuchsen, doch irgendwie in seiner Nähe waren. Und ohne es wenigstens zum »Maradona von Schwarzrheindorf« geschafft zu haben, einem Stadtteil auf der Beueler Seite von Bonn. Und doch: Es gilt, ein Bild geradezurücken, das auf mancherlei Weise schief ist. Etwa wenn ein Porträt von jemandem gezeichnet wird, der »im politischen Delirium versank«, wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* nachzurufen wusste. (FAZ, 28.11.2020) Wer will, möge die folgenden Seiten auch als Verteidigungsschrift lesen.

Wenn an deren Ende die Frage steht, welches Bild bleiben wird, so entscheidet darüber auch, wer über die Bilder verfügt. Und wer welchen Kompass mitbringt. Diego wusste um die Himmelsrichtungen – und darum, wo er stand: »Ja, ich bin links, ganz links, von Kopf bis Fuß, im Glauben. Aber nicht so, wie ihr in Europa das definiert. Ich will das Leben der Armen verbessern, dass wir alle Frieden und Freiheit haben.« (zit. n.: nd, 1.12.2020) »Links von Kopf bis Fuß«: Es gibt nur wenige Fußballer von Rang, die so etwas von sich gesagt haben. Es lohnt, genauer hinzuschauen.